

Martin Schmusch

Vom Licht des Zweifels

Zum Deutschunterricht der elften Klasse

Im Literaturunterricht der 11. Klasse steht Wolframs Parzival im Zentrum. Daraus ergibt sich die Aufgabe eines doppelten Brückenschlages: Es ist die Verbindung zu sehen zwischen diesem Werk und der Entwicklungssituation des jungen Menschen und zum anderen die Frage zu stellen: Welche Möglichkeiten bietet die Literatur der Moderne, diesen Bezug wiederaufleben zu lassen?

Die folgenden Ausführungen sind als Versuch zu verstehen, aus der Unterrichtserfahrung heraus diese beiden Aspekte zu beleuchten.

Bei aller Verschiedenheit lassen sich bei Oberstufenschülern und -schülerinnen einige Phasen der Entwicklung verallgemeinern: Elternhaus, Schule, Tradition werden attackiert und kritisiert. Dabei befindet sich der Jugendliche – innerlich und äußerlich – noch in dem Rahmen, gegen den er sich wendet. Daher rührt das eher Verspielte und manchmal Sophistische der Kritik (9. Klasse). In einem zweiten Schritt wird die Loslösung als Gruppe vollzogen, das Selbstwertgefühl wird durch die Identifikation mit Vorstellungen und Ideen Gleichaltriger erlangt. Der Weg aus den gesellschaftlichen Normen scheint vorerst nur gemeinsam ertragen werden zu können (10. Klasse). Das kann sich mit etwa dem 17. Lebensjahr gravierend ändern. Was vorher lautstarkes Bilderstürmen war, wirkt nun eher als stiller Rückzug, als Besinnung auf den Innenraum. Dies mag zwar, oberflächlich betrachtet, den Umgang, den Unterricht vereinfachen, doch liegt gerade in dieser Haltung ein ungeheures Unruhepotential durch die Macht des Zweifels, der nun zu einer Art Grundstimmung wird. Der/die Jugendliche stellt sich – immer verallgemeinert gesehen – nicht nur gegen gesellschaftliche Formen und Prinzipien, die sich selbst genug sind, sondern er nimmt die damit verbundene Isolation in Kauf und zweifelt vor allem an sich selbst. Jetzt steht er oft außerhalb des bisher maßgeblichen Rahmens und kann sich allein auf eine Innerlichkeit berufen, die voller Ideen, voller Phantasie ist. An deren Realisierung wagt sich der junge Mensch nur sensibel, zögernd, eben zweifelnd.

Es gestaltet sich das Alleinsein und das Ertragen einer inneren Einsamkeit als eines der wesentlichen Entwicklungsprobleme dieser Phase. Der Verlust der Werte wird nicht mehr durch das Gefühl, sich gegenseitig in der Verneinung zu bestätigen, aufgehoben.

In dieser Situation liegt einerseits eine Chance: die des schöpferischen Neubeginns, die der Geburt der Individualität; zum anderen auch eine Gefahr, nämlich die der Verzweigung. Jetzt wird Waldorfpädagogik interessant und brisant, denn es kann eigentlich nur darum gehen, in der beschriebenen Entwicklungsphase das existentielle, kreative Moment zu sehen, sie nicht verdrängen oder abkürzen zu wollen, sondern den Sinn wach werden zu lassen, der in einem fundamentalen Zweifeln liegen kann. Was kann dazu Literatur beitragen?

Parzival und Kundrie

Parzivals Karfreitagsgespräch mit Trevrizent, die wichtigste Station auf seinem Weg zum Gral, ist nicht denkbar ohne die Begegnung mit Kundrie, die als Peripetie des Epos zu betrachten ist.

Die Erfahrungen Parzivals seit seinem Aufbruch aus der wohlbehüteten Kindheit von Soltane bis zur Berührung mit Kundrie zeichnen sich durch zwei Charakteristika aus: Hinter aller Naivität und Grobheit wird die Anlage sichtbar, mit anderen Menschen mitzufühlen und etwas gegen das Leid tun zu wollen. Dies zeigt sich schon im ersten Gespräch mit Sigune, die um ihren toten Geliebten Schionatulander trauert. Der Jüngling spricht, zwar geleitet durch die Ratschläge seiner Mutter Herzeloide, Sigune seine Anteilnahme aus und bietet seine Hilfe an: Er wolle diesen toten Ritter schon mit seinem Gabilot (Wurfspeer) rächen. Obwohl diese unbeholfene Maßnahme bei der Trauernden keine Resonanz findet, ist sie allein durch die Bereitschaft gerührt. Der altruistische Wesenszug Parzivals tritt noch viel deutlicher hervor, als er, nun von Gurnemanz zum Ritter ausgebildet, für die Königin Kondwiramurs streitet. Der um die Königin mit Waffengewalt werbende Klamidé wird besiegt. Die Gefangenen seines Heeres aber werden von Parzival ausgesprochen menschenfreundlich behandelt, mit Speis und Trank versorgt. Auch befreit er die Bürger von Pelrapeire, der Burg Kondwiramurs, von einer schon an den Knochen zehrenden Hungersnot.

Die Liebesfähigkeit Parzivals ist vorhanden, meist aber noch verdeckt. So werden wir auf sie oft indirekt in mittelalterlicher Bildersprache aufmerksam gemacht, indem die Schönheit des Jünglings betont wird, gerade wenn er sich besonders unpassend verhält. Der unschuldig ruhenden Jeschute ringt er, den Rat der Mutter allzu wörtlich nehmend, einen Kuß ab und entwendet ihr eine Spange und einen Ring. Trotz dieser wenig feinen Behandlung betont Jeschute später ihrem Gatten Orilus gegenüber die Schönheit Parzivals.

Das zweite Kennzeichen im frühen Entwicklungsabschnitt steht dieser schlafenden Liebesfähigkeit gewissermaßen gegenüber. Es ist nämlich nicht zu übersehen, daß Parzivals Tun, stark geprägt durch die Erziehung Her-

zeloyses (und das Regelwerk des Gurnemanz) vornehmlich nach außen gerichtet ist. In einem unbeirraren Siegesgefühl erobert er, genau betrachtet, eher materielle Güter: Der Schmuckraub, den er an der Fürstin Jeschute begeht, ist noch harmlos gegen den Tod des Ritters Ither von Gahavieß, den er verschuldet. Parzival begehrt dessen rote Rüstung und tötet ihn im Zweikampf mit seinem Gabilot, ohne die Ritterregeln für eine Tjoste zu kennen. Nach Schmuck und Rüstung, die auf unlautere Weise erworben werden, gewinnt Parzival durch die Heirat mit Kondwiramurs ein ganzes Königreich und ist nun wahrlich wohlhabend. Auf dem Weg dieser steilen Karriere wird er kaum durch das von ihm verursachte Leid irritiert, nicht einmal durch den Tod Ithers.

Zurück bleiben Wunden, die Parzival nicht sieht. So ist der Verlauf des ersten Aufenthaltes auf der Gralsburg nicht verwunderlich. Des Nachts erkennt der Held detailliert alle Geheimnisse: die wundersame Speisung der Gralsgemeinschaft, die Lanzenspitze mit dem Blute, schließlich das Leiden des Anfortas. Weil er all dies nur träumend, nicht wirklich teilnehmend erlebt, wird er am Tage verstoßen. Ein Bild dafür, wie wenig Parzival seine seelischen Tiefen mit seinem äußeren Tun zu verbinden weiß, wie sehr innen und außen auseinanderklaffen. Tages- und Nachtbewußtsein sind getrennt, ohne daß dies bemerkt würde. Als Parzival aufgrund seines Ruhmes in die Artusrunde aufgenommen wird, feiert und sich feiern läßt, ist der gefährlichste Moment seiner Entwicklung gekommen. Die Karriere wird von oberster gesellschaftlicher Instanz bestätigt und führt zu einem Etablissement, das keine Veranlassung mehr birgt, sich zu ändern. Jetzt unbedingt muß Parzival die Schatten seines bisherigen Weges sehen, muß er mit seinem kantigen, wüsten und ungeformten Innenraum konfrontiert werden, mit der dunklen Seite seiner Seele. Ansonsten begänne für ihn die Not der Notlosigkeit, die Zeit der Uneigentlichkeit, ein Leben, geprägt durch einen ungeheuren Zwiespalt von innen und außen. Die notwendige Konfrontation allerdings findet statt: Kundrie tritt auf, die Allegorie von Parzivals Innenleben. Wolfram von Eschenbach gibt sich alle Mühe, keinen Topos der Häßlichkeit an ihr zu versäumen. Der »Hagelschlag aufs Glück« wird detailliert beschrieben:

»Ein Zopf hing über ihren Hut
herab zum Muli: derart lang!
War schwarz und starr und häßlich –
weich wie Schweinerückenborsten.
Auch war sie wie ein Hund benast;
aus ihrer Schnauze ragten
spannenlang zwei Eberzähne; ...«¹

1 D. Kühm: Der Parzival des Wolfram v. Eschenbach, Frankfurt 1987, S. 643

Diese zweifellos wenig attraktive Gestalt ist es, die Parzival in seiner größten Siegesstunde die Wahrheit über sich selbst aufischt, die ihm die Wunden seines Weges zeigt. Die sympathische Artusrunde führt zur Selbstbeweihräucherung; zur Erkenntnis aber gelangt Parzival durch die antipathische Erscheinung einer Kundrie. Durch sie wird der Prozeß initiiert, der Grundstein für die Verwirklichung des Ich ist. Daß Parzival sofort versteht, nicht protestiert und, ohne etwa von König Artus dazu veranlaßt zu werden, die Tafelrunde verläßt, deutet auf zweierlei hin: zum einen, daß ihm mit Kundrie tatsächlich der Spiegel seines Innern vorgehalten wird, zum anderen, daß er selbst die Sehnsucht nach Erlösung in sich trägt und nun der Punkt gekommen ist, den schönen Schein zu durchbrechen und zum Sein vorzudringen.

Parzival verläßt die etablierte Gesellschaft, geht ins Ungewisse, alles auf sich nehmend, was ein Gang ins Ungewisse fordert: Mangel an Sicherheit, Einsamkeit, Auf-Sich-Gestelltsein. Er löst sich jedoch nicht nur von der gesellschaftlichen Geborgenheit, sondern radikal auch von seinen eigenen bisher maßgeblichen Werten und Richtlinien:

»Ach was ist Gott?!
Wenn er so allmächtig wäre,
seine Macht auch offenbarte,
hätt er uns die Schmach erspart.
Seit ich von seiner Gnade weiß,
bin ich ihm im Dienst ergeben –
ich künde ihm den Dienst nun auf!
Haßt er mich, so nehm ichs hin!«²

So tief dieser Zweifel sitzt, so sehr ist doch Parzivals viereinhalb Jahre und drei Tage langer Weg durch die Finsternis ein Weg zur Erlösung. Die Reduktion der Begegnungen mit anderen führt zur eitellosen Begegnung mit sich selbst. Die Absage an Gott ist der äußerste Schritt, mit dem Raum für etwas Neues geschaffen werden kann. Parzival durchschreitet die Höhle des Zweifels ganz; dieser ist nicht intellektuell, sondern existentiell; Körper, Geist und Seele werden bedingungslos ein- und ausgesetzt. Eine solche absolute Haltung – und vielleicht nur sie – führt schließlich zum Licht.

Für denjenigen, der die jungen Menschen, welche sich mit Wolframs Parzival vor allem in dieser Situation identifizieren können und wollen, vor sich hat, geht es nicht darum, auf dieses Licht in der Ferne als Trost zu verweisen. Die Ernsthaftigkeit, mit der Parzival sich selbst erforscht, spricht für sich.

Sansibar oder das Motiv der Verwandlung

Natürlich erhebt sich nun die Frage, wie sich dieser Entwicklungsprozeß, der fundamentale Zweifel in Verbindung mit einem existentiellen Ausgesetztsein, in der Moderne darstellt. Welches Gesicht nimmt Kundrie im 20. Jahrhundert an? Diese Frage führt uns zu epischen Werken des Autors Alfred Andersch.

Gregor, ein noch junger, kommunistischer Parteifunktionär, hat den Auftrag, in einer kleinen Hafenstadt an der Ostsee Informationen an eines der letzten Parteimitglieder des Ortes weiterzugeben. Da dies Mitte der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts unbemerkt geschehen muß, wird ein Treffpunkt in einer Kirche vereinbart. Gregor wartet zuerst vergeblich, und dieses Warten ins Leere ist es, das den Raum freigibt für eine Art Selbstbetrachtung; es ist ein Warten, bei dem der Wartende aus der Zeit heraustritt, sich und seine Bezüge neu sehen kann, ein produktives, schöpferisches Warten. Die Unzufriedenheit mit seinem Leben wird ungerufen zum Thema des Nachsinnens. Plötzlich läßt Alfred Andersch Gregor frei werden für die Betrachtung einer Holzfigur, des »lesenden Klosterschülers«. Die Auseinandersetzung mit dieser Plastik entbindet nun Empfindungen und Gedanken, die für die Biographie Gregors wesentlich sind, eine Wende herbeiführen: »Er ist wie wir. Wie alt ist er? So alt wie wir waren, als wir genauso lasen ... Er trägt unser Gesicht, das Gesicht unserer Jugend, die ausgewählt ist, die Texte zu lesen, auf die es ankommt. Aber dann bemerkte er auf einmal, daß der junge Mann ganz anders war. Er war gar nicht versunken. Er war nicht einmal an die Lektüre hingegeben. Was tat er eigentlich? Er las ganz einfach. Er las aufmerksam. Er las sogar in höchster Konzentration, aber er las kritisch. Er sah aus, als wisse er in jedem Moment, was er da lese. Seine Augen hingen herab, aber sie schienen bereit, jeden Augenblick einen Finger auf den Text zu führen, der zeigen würde: das ist nicht wahr. Er ist anders, dachte Gregor, er ist ganz anders. Er ist leichter, als wir waren, vogelgleicher. Er sieht aus wie einer, der jederzeit das Buch aufklappen kann und aufstehen, um etwas ganz anderes zu tun.«³

Wie im Parzival geht es in »Sansibar oder der letzte Grund« um die Lösung von einer Gemeinschaft, zu der man sich äußerlich verbunden glaubt, aber nicht innerlich zugehörig fühlt. Das Ich bleibt irgendwo außerhalb und sucht eine Möglichkeit, entscheidende Fragen zu stellen. Hier im Roman ist es die Kunst, durch die die Selbsterkenntnis herbeigeführt wird. Gregor entdeckt am Kunstwerk das Ideal seines Lebens: vom Denken zum Handeln zu gelangen und dies »ohne Auftrag« zu tun, d. h. sich seinen Auftrag selbst zu erteilen. Während im Parzival die umfassende Selbsterkenntnis (Karfreitagsge-

3 Alfred Andersch: Sansibar oder der letzte Grund, Zürich 1970, S. 43



Der Buchleser von Ernst Barlach (1936)

spräch) erst spät auf den abgrundtiefen Zweifel hin, sozusagen als Schlußstein, folgte, erleben wir bei Andersch den umgekehrten Prozeß: Die Veränderung des Bewußtseins durch die Begegnung mit der Kunst bedingt ein anderes Leben, ein Leben, das wesentlich durch das mühsame Ringen um eine innere Freiheit geprägt sein wird.

Wie schmerzhaft, einsam und zugleich befreiend der Weg zur Individualität

sein kann, vielleicht sein muß, zeigt auch »Die Rote«, ein weiterer Roman von Alfred Andersch. Der Knotenpunkt, den es zu lösen gilt, wird jetzt noch mehr nach innen verlagert. Eine junge Frau versucht, vor der Bezugslosigkeit ihrer Beziehungen zu zwei Männern in die für sie fremde Stadt Venedig zu fliehen. Dort erkennt sie schnell, daß die lokale Veränderung nur ein erster Schritt zur Freiheit ist, daß sie die Fremdbestimmung tief in sich und mit sich trägt. Eine wahrhaft existentielle Situation: fremde Umgebung, finanzielle Enge, Angst und Verwirrung ist die Grundlage, auf der Franziska ihren mühsamen Selbsterkenntnisprozeß beginnt. Immer wieder von scheinbaren Möglichkeiten und Illusionen zurückgeworfen, stellt sie sich ihren Ängsten und lernt langsam, diese – im Sinne Kierkegaards – als Möglichkeit zur Freiheit zu verstehen:

»Mit einem einzigen Schritt gelangte sie durch ein Gefühl, das sie bisher nur als Angst empfunden hatte, in die Freiheit.«⁴

Selbsterforschung führt zu Selbstvertrauen. Der Weg durch den einsamen Wüstensand der Selbsttäuschung lohnt sich. Der Zusammenhang zwischen innerer Freiheit und Biographie wird uns über den Begriff des Vertrauens deutlich. Wer bereit ist, in die Abgründe seiner Seele zu schauen, traut sich selbst wieder, schöpft schließlich Vertrauen zu anderen, geht neue Verbindungen ein.

Wenn Franziska am Ende ihrer Odyssee in Venedig neue Geborgenheit bei Fabio und seiner Familie findet, staunen wir Leser und fragen uns: Wie lange? Wird es nicht wieder einen Aufbruch, eine Verwandlung geben, geben müssen? Denn hinter die Erfahrung, daß sich das Sein nicht besitzen läßt, kann Franziska ebenso wenig zurückgehen wie wir. Von dieser Warte aus sieht mancher Schüler gern auf Parzival zurück: Wie verhält es sich mit der Gralsburg? Ist sie denn wirklich als Endstation zu verstehen? Wolframs »lapsit exillis«, war es nicht der Stein der ewigen Verjüngung? Verjüngung, Verwandlung, Motive, die bekanntlich nicht nur für Siebzehnjährige interessant sind!

Literaturhinweise:

Otto Friedrich Bollnow: Existenzphilosophie und Pädagogik, Stuttgart 1959. Darin vor allem die Kapitel: I. Die Krise und V. Die Begegnung

Albert Camus: Der Fall, Hamburg 1957

Christoph Göpfert (Hrsg.): Jugend und Literatur – Anregungen zum Deutschunterricht, Stuttgart 1993

Sören Kierkegaard: Der Begriff Angst, Recl., Stuttgart 1992

Zum Autor: Martin Schmusch, 1955 in Bayern geboren, absolvierte eine Sparkassenlehre, studierte über den zweiten Bildungsweg in München und Kiel Literaturwissenschaft und Altphilologie und unterrichtet seit 1987 an der Waldorfschule in Kiel Deutsch und Latein.

4 ders.: Die Rote, München 1969, S. 105